

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 235.

Samstag, 8. Oktober

1927.

(Schluß.)

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

„Was Fräulein Rionn geschrieben hat, Erzellenz“, sagte sie stöckend.

Er nickte ihr schnell mit beruhigendem Lächeln zu. „Da siehst du, Mädelchen“, sagte er scherzend, „welch Unheil geschehen kann, wenn du zur Unzeit auf Erlenzried die Herbstbestellung überwachst, anstatt in Berlin zu bleiben! Natürlich ist das etwa kein Vorwurf. Denn auf das Telegramm hin mußt du sofort fahren. Falls es dir ein Trost ist: dieser Frank McCornick, der da in dem Brief erwähnt ist, hat mit Hilfe seines Komplices nicht nur dich geblufft, sondern beinahe auch die deutsche Reichsregierung und die georgische Republik und den milliardenreichen Präsidenten des gewaltigsten Ostrusts der Welt. Also befindest du dich da in ganz guter Gesellschaft.“

„Ja — aber wie...“

„Wie dies alles zusammenhängt, meinst du? Das ist eine lange Geschichte. Vorhin, während du den Brief lasest, habe ich noch geschwankt, ob ich sie dir mit allen Einzelheiten erzählen soll. Aber es muß sein. Denn du als ahnungsloser Mittelpunkt hast natürlich das Recht, sie zu erfahren. Außerdem aber bleibt ja immer noch eine Kardinalfrage zu lösen, vor der unser aller Weisheit versagt. Du bist meine letzte Hoffnung. Also höre zu.“

Natürlich — sie nahm sich zusammen! Man durfte sich nicht gehen lassen und jeder Gemütsbewegung hemmungslos nachgeben!

Aber je länger der alte Herr sprach — desto fester krampften sich doch ihre im Schoß verschlungenen Hände ineinander; und immer häufiger zog sie fröstelnd die garten Schultern hoch.

Dann war der Staatskommissar zu Ende. Und nun vermochte sie es trotz aller Tapferkeit nicht zu verhindern, daß ihre Wimpern feucht wurden.

„Es ist ja vorüber, Kindchen!“ tröstete er. „Dein Herzliebster lebt und tritt morgen seinen Dienst wieder an. Und nachher wirst du ihn sehen.“

Christa Barell stand hastig auf. Ihre Wangen waren blutleer in nachträglichem Entsetzen.

„Henner lebt, sagen Erzellenz!“ stieß sie hervor und hatte die Gewalt über ihre Stimme verloren, die wie aus wunder Kehle kam. „Gewiß — Henner lebt! Aber wenn ich daran denke, was in der Zwischenzeit auf ihn eingebracht ist und wie weit er gekommen war... Ich aber habe ihm nicht helfen können! Habe in diesen furchtbaren Tagen nicht an seiner Seite gestanden! Bin ahnungslos gewesen — und hatte nur immer solch dumpfes Gefühl unbestimmter Angst, das ich aber nie aufkommen ließ! Wie hat er an mir zweifeln können!“

„Wie haben wir das alle können?!“ Nachträglich begreift man sowas eben nicht. Aber nach menschlichem Ermessen warst du ja die einzige Person seiner Umgebung, die von diesen Akten wußte und sie an sich genommen haben konnte. Und wenn du ferner die Ähnlichkeit zwischen Inez Rionn und dir in Betracht ziehst und die meisterhafte Handschriftsfälschung deines angeblichen Abschiedsbriefes...“

Sie antwortete nicht. Sie trat zum Fenster und

starrte mit Augen, die von Tränen geblendet waren, zur Straße hinab.

Der Unterstaatssekretär störte sie nicht. Mochte sie gegen die schwere seelische Erschütterung ringen und ihrer erst mal Herr werden.

Doch ein Aufschrei entriß ihn jäh seinem Abwarten. Er hob den Kopf.

Christa Barell hatte sich umgewandt, lehnte hastig vom Fenster zurück, verhielt vor ihm den Schritt — erregt, fiebrig, aufgewühlt von der blühartigen Erinnerung einer kleinen Szene.

„Erzellenz“, stammelte sie, „ich weiß, wo das authentische Aktenstück ist!“

Sie hielt ein spitzenbesetztes Taschentuch in der Hand, mit dem sie sich die Tränen getrocknet. Nun zerrte sie an ihm herum. Sie stand vorgebeugt. Ihr Atem flog. Ihre Worte überstürzten sich fessellos. Dunkles Karmin brannte auf ihren Wangen.

„In meinem Safe!“

Sie legte die Hand gegen die Stirn. Die Gedanken wollten wieder zerflattern; doch mit aller Willenskraft zwang sie das Gedächtnis. Es mußte ja sein — es mußte ja sein!

„Einen Moment, Erzellenz. Ich entsinne mich nur noch schattenhaft... Ah ja — so war es: Vor etwa anderthalb Wochen war ich mit meiner Hausdame bei Henner zum Tee. Später nickte die alte Dame im Salon ein wenig ein. Wir mochten sie nicht stören und gingen in das Arbeitszimmer meines Verlobten hinüber. Kurz vorher hatte ich ihm einige Aktienpakete von mir gegeben, die er auf die Fälligkeit der Kupons hin durchsehen sollte. Nun holte er sie aus dem Geheimfach seines Schreibtisches und entnahm ihm gleichzeitig auch zwei Aktenstücke, weil es mich interessierte, was das für geheimnisvolle Papiere waren, die er so sorgfältig aufbewahrte. Sie betrafen die deutsch-georgischen Überhandlungen. Er erklärte mir die Materie. Sie interessierte mich, wie doch alles, was seinen Beruf betraf. Dabei müssen wir das Klopfen überhört haben. Denn mit einmal stand der Diener im Zimmer und brachte die eben eingetroffene Nachmittagspost. Es war ein jüngerer unsympathischer Mensch, den Henner zwei Tage später bei irgendeiner Unredlichkeit erlappte und auf der Stelle entließ. An dessen Stelle trat dann Michael, den mein Verlobter schon im Felde als Burschen gehabt. — Ja, der Diener stand plötzlich mit dem silbernen Briestabsett im Zimmer. „Legen Sie die Post da drüben auf den Mittelisch!“ sagte Henner und sprach ruhig weiter zu mir. Denn wer kümmert sich auch um die Person eines Domestiken? Jetzt nachträglich aber ist mir, als habe der Diener den Befehl nur sehr langsam ausgeführt und sich beim Hinausgehen noch irgend etwas im Zimmer zu schaffen gemacht — gerade so, als wollte er möglichst viel von dem Gespräch erlauschen. — Später, bevor wir gingen, packte Henner meine Wertpapiere, damit ich sie am nächsten Tage wieder in den Safe zurücklegen konnte, in einen großen gelben Umschlag. Frau Geheimrat Lahusen hatte sich inzwischen auch wieder zu uns gesellt. Wir sprachen

und lachten sehr viel. Dabei muß Henner aus Versehen das Original-Aktenstück mit in den Umschlag getan und nur die absichtlich falsche Kopie in das Geheimfach zurückgelegt haben. Vielleicht tat auch ich selbst es. Denn ich half ihm beim Einpacken und Siegeln des Briefumschlages. Wir hatten es mit einmal eilig, weil ich mich zu Hause noch zum Theater umziehen wollte. Aber ob er oder ich — sicher liegt das Aktenstück friedlich und unberührt . . .

Sie warf einen Blick auf ihre brillantenbelegte Armbanduhr am linken Handgelenk.

„Ich habe meinen Sack bei der Deutschen Bank in der Französischen Straße. Es ist schon sehr spät. Aber wenn man vielleicht doch noch irgendwie . . .“

Der Unterstaatssekretär wollte kein Wort weiter hören.

Sein Klingelzeichen rief einen Bureaudiener.

„Besorgen Sie schnellstens ein Auto und rufen Sie in meinem Namen bei der Direktion der Deutschen Bank an: Ich käme in wenigen Minuten mit Fräulein Christa Barell, die dort einen Sack hat und aus ihm sofort etwas entnehmen müsse. Ich ließe dringend um die Liebenswürdigkeit bitten, daß man trotz bereits erfolgten Dienstschlusses einen Beamten veranlassen möge, uns zu erwarten und den Sackraum zu öffnen. Es handele sich um eine Angelegenheit von großer dienstlicher Bedeutung.“

„Jawohl, Excellenz.“

„Anziehen, Mädchen! Fertig machen! Gleich ist der Wagen da! Na — wenn das das Ei des Kolumbus ist — wenn deine Vermutung stimmt . . .“

Ein halbe Stunde später hielt das gleiche Auto, das die beiden Herrschaften vom Auswärtigen Amt zur Deutschen Bank gefahren und dort gewartet hatte, vor einem alten vornehmen Hause der Roonsstraße.

Eine wohlverschlossene Aktenmappe unter den Arm geklemmt, stieg der Unterstaatssekretär aus.

„So, Kleine — jetzt bleibst du hübsch geduldig im Wagen. Erst muß ich deinen Herzliebsten mal vorbeitreten und ihm schnell den nötigsten Zusammenhang erklären. Anders geht das nicht. Wenn's soweit ist, dann rufe ich dich.“

Damit verschwand er.

Die junge, blonde Christa Barell saß ganz still in ihrer Wagenhecke.

Unter der feinen Haut des Halses fühlte sie ihr Blut schlagen, und vergebens mühte sie sich, das Zittern ihrer Nerven zu bändigen. Ringsum schienen die altersgrauen, ehrwürdigen Häuser im Mittagschlafe versunken. Ganz still war es ringsum. Raum, daß durch das Schweigen hin und wieder ein Auto schwirrte oder ein vereinzelter Fußgänger im tiefgoldenen September-sonnenleuchten wanderte, das die Baumkronen mit glastendem Gespinnst umwob.

Sie trieb in Wach-Träumen und unwirklicher Verzauberung.

„Ich bin Schneewittchen im Märchen!“ dachte sie. „Ich bin wieder ein ganz kleines Mädchen mit Hängezopf und Mozartschleife. Heiligabend ist es. Und gleich tun sich die Flügeltüren auf, hinter denen der Weihnachtsbaum brennt!“

Da stand der Unterstaatssekretär wieder neben dem Wagen. Sie hatte ihn gar nicht kommen sehen. Nun half er ihr aussteigen.

„Es ist soweit. Er wartet auf dich! Du kennst ja den Weg. Und mich alten Mann braucht ihr jetzt nicht mehr. Heute Abend essen wir drei zusammen im Adlon. Und nun gehe! . . . Chauffeur — Auswärtiges Amt!“

Er nickte ihr noch einmal zu, stieg ein und schloß den Schlag.

Das Auto stob davon.

Sie schaute ihm mit langem Blick nach — als bange ihr vor dem Überschwang der Seligkeit, die jetzt ihrer harrte.

Dann wandte sie sich und betrat durch das nur angelehnte Portal das Haus. Stieg mit kraftlosen Knien auf weichen Läufers Stufen um Stufe des lautlosen, hohen Treppenhauses zum ersten Stock hinauf, den die

Wohnung ihres Verlobten umfaßte. Die Tür war offen. Sie trat ein. Ging langsam mit mehr und mehr versiegenden Kräften durch die Diele, die Bibliothek, den Salon.

Da — mitten in seinem Arbeitszimmer — stand Henner von Traß.

Sein Anblick traf sie wie ein Schlag.

Sie schwankte, wollte mit der Hand nach dem Türpfosten greifen. Doch dann schrie sie auf und stürzte taumelnd auf ihn zu und schlang die Arme um ihn und brach an seiner Brust zusammen.

„Du“ murmelte er, und sein Herz ertrank in dem geheimnisvollen Dämmerdunkel ihrer graugrünen, wundervollen Nigenaugen. „Liebe, liebe Christa! Du meine . . .“

Alles andere verbrannte zwischen beider Lippen, die sehnüchlich zueinander strebten.

— Ende —

Herbstabend.

In die schleichende Dämmerung rinnt
Einer späten Schwalbe verräucherter Laut.
Frösteln entkeimt dem Wind.
Schon brodeln die Nebel dicht.
Des Tages blasses Angesicht
Starrt festsam ernst und ergraut.

Ludwig Bäcker.

Die Insel der bunten Kleider.

Von Johan Luzian.

Wir waren von Amsterdam aus drei Stunden durch den Binnenlandkanal und zuletzt über die Zuidersee nach Volendam gefahren.

Um uns war blutroter Sauerampfer, verliebtgelber Hahnenfuß, flodiger Löwenzahn, praller Schierling, grüner Wiesenleib im fruchtenden Sommer gewesen, auf dem der warme Mittagswind tanzte wie eine Luftspiegelung des unsagbar schönen lebendigen Himmels über Holland. Auch die Häuser aus rotem Klinkerbaststein mit bunten Fugen und bemalten Fensterkreuzen waren nur aus Erde und nichts Starres an ihnen. Sie lebten wie die Erben und Weiden an den Kanälen und die strahlenden Binden um Dörfer. Und alänzten gesund und alatt wie die Röhre mit strobenden Eutern und schwarz-weißem Fell, wie die Pferde, die plötzlich die Wollust packte, über die Weidenläufe zu jagen und mit den Hufen in die Luft zu stoßen.

Als wir zum Lunch, an Bord des Touristenbootes, Schinken aßen, herrlich duftenden Käse und Weizenbrot und schäumende Kuhmilch, frisch an Bord gebracht, tranken — da schmeckten wir die Erde berauscht auf der Zunge. Den Saft des Bodens, der Keim, Korn und Kraut geworden war und Rahm, Fleisch und Mehl.

Mühsig-fruchtbares Land zwischen den Wässern der See und breiten Flußmündungen schloß sich uns auf mit Segen und Fülle des Segens. Und zur behäbigen Fruchtbarkeit kam das lautere schönste Märchen hinzu, als wir in den schmalen Hafen der Insel Marken einfuhren. Ein holländisches Racheffüchsmärchen! Mit Windmühlen, bunten Häuschen und breitbugigen, braungefärbten Rähnen!

Wir waren auf der Insel der bunten Kleider, in deren Stille tagtäglich sich das Amsterdamer Touristenboot mit Tuten, Gelärm und neugierigen Passagieren drängt.

Schweren, breiten Ganges schreiten die Mädchen und Frauen auf den Deichen, in dicken Wollstrümpfen und kräftigen Leder- und Holzschuhen. Breite Magdsgesichter ohne Schönheit, aber in üppiger Frische. Um die breiten Lenden und Hüften fällt der schwere kalte Rod aus Wolle und Reinen, und das volle Blondhaar flutet unter der mit Spitzen und Stickerien verzierten Haube herunter.

Wunderliches Eigenleben hat die Gemeinschaft der 1500 Menschen der Insel. Hier wohnen in kleinen Häuserfiedlungen um die lutherische und reformierte Kirche der Insel Heringsfischer der Nord- und Zuidersee. Sie haben gute, harte Gesichter mit milden Augen in der Farbe des Meeres, und stehen breit, die Hände in den Taschen der weiten flauschigen Kniehosen aus schwarzem Wolltuch vergraben, auf Deich und Rahn. Mit wenig Geld, aber voll Heimkehrfreude, kommen sie von den langen Sommerreisen im Herbst zurück, ruhen ein paar Wochen aus, erzählen, lieben ihre Frauen und spielen mit den Kindern „Doppelt Reiter“. Im Winter aber, wenn die Januarfluten über

die Deiche der Insel schwemmen, kämpfen sie um die Felsen Landes, und so vergeht die Zeit bis zum Mai, der sie wieder fortrud auf die See.

Auf dieser Insel, die der Regierung jährlich viele tausend Gulden an Unterhaltungsarbeiten und Hilfsgeleider kostet und immer in Gefahr ist, ins Meer zu versinken, wie im 13. Jahrhundert, als sie vom Festland losgespült wurde in karmischen Fluten, hat sich die Stammesart und Sitte zähe erhalten, und daran kann Aufdringlichkeit und Gelächter photographierender, schwächerer Touristen nicht rütteln. Die Marker zeigen den „Langbehesten“ gern die Häuschen mit märchenhaft buntem Schmuck, vollgepfropft mit schönem Geschütz aus Metall und Ton, und sprechen freundlich und lächelnd mit ihnen — aber sie nehmen niemandes Sitte an. So ist besonders die Tracht, die sie gern erklären. Bis zum fünften Lebensjahr kleidet man Jungen und Mädchen in gleicher Tracht, Rod, Schürze, Nieder, Tüchchen und Haube. Nur hat der Junge eine kleine bunte Rosette auf der Haube.

Mit dem fünften Jahr zieht der Junge zum erstenmal die weiten schwarzen Bumphosen an und im siebten Jahr fällt alle weibliche Kleidung für ihn weg, und er darf früh mittun in der Gemeinschaft der Männer, die auf das Meer hinausfahren. Das Mädchen trägt bis zum achtzehnten Lebensjahr das Haar offen und lang. Dann aber, zum Zeichen der Reife, wird der Nacken bis zum Hinterkopf ausrasiert, das Haar fällt in zwei dicken gelben Zöpfen über den Ohren nieder und hat vorn über der Stirn einen „Bonschnitt“. Immer aber wird die farbige Haube darüber getragen, auch tags in der Wohnung. Und diese Sitte wird nicht durchbrochen. Die wenigen „Langhosen“, die Pastore, Beamten, der Kolonialwarenhändler und andere, die sich auf der Insel niedergelassen haben, sind keine Marker und bleiben bei aller Höflichkeit und Freundschaft doch Fremdlinge. Die Familienkleidung der Marker aber erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht immer in den gleichen Farben und Mustern fort.

Voll Stolz zeigt uns die Hausfrau ihr Hochzeitskleid, das schon die Urgroßmutter vor hundert Jahren getragen hat und das einst ihre Tochter tragen wird, wenn sie ein Mann nimmt. Das wird nur an hohen Festtagen von ihr getragen, so lange sie es in ihrem Besitz hat.

Nach dieser halben Stunde Aufenthalt auf der Insel, die wie ein phantastischer Traum ist, fahren wir wieder über die Zudersee nach Amsterdam zurück. Die Schiffsmaschine stampt, die Schraube zischt im Wasser und dann und wann heult die Sirene auf. Der Führer antwortet in Englisch, Deutsch, Französisch und Holländisch auf die Fragen der Passagiere, die ihn bestürmen und alles wissen wollen. Ja, was soll er denn weiter wissen als das, was alle sehen: daß hier Menschen auf ihre Art leben und glücklich und traurig sind, sich lieben, um Brot und Kinder sorgen und schließlich sterben, begraben werden, und einst, wenn das große Meer oder der große Gott kommt, aus den Särgen herausgespült werden und auferstehen...

Und jeder bringt sein Schicksal in die Ewigkeit mit. Wir segelten, rekordflüchtigen Großstädter, die heute ein Nord und morgen ein Ozeanflug in Spannungen hineinreißt, und die stillen Marker, die nur die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft eines kleinen Eilandes bewegt.

Des kleinen Eilandes der bunten Kleider und der schmutzen, farbigen Häuschen.

Die alten Germanen.

Von Siegfried von Begejad.

Nun habe ich sie endlich gesehen, die alten Germanen — nicht im Film oder im Theater, sondern mitten im Walde, auf bemoosten Felsblöcken, in zottige Pelze gehüllt, mit strohgelben Balburloden und wallenden Botansbärten, mit Schwertern und blinkenden Spieken, Wisentfandalen und über weitem Tritt kreuzweise gebundenen schwarzen altgermanischen Widalgamaschen. Und holde germanische Jungfrauen in schneeweißen Bettüchern mit goldenen Kronen und tief über die Schultern herabflutendem losem Goldhaar.

Und das kam so. Zur fünfzigjährigen Kriegerfeier wurde hier oben auf der alten Burgruine ein fabelhaftes Volksfest gefeiert. Zwei schmetternde Musikkapellen, ein ernsthafter Männergesangsverein und ein Karussell mit Kling-Kling und Bum-Bum sorgten abwechselnd und durcheinander für den Ausdruck feierlicher Gefühle und grenzenloser Lustigkeit, während für die leiblichen Bedürfnisse Pyramiden von Bierfässern und Berge von Weißwürsten aufgestapelt waren.

Und so strömten unübersehbare Kriegerfestzüge und Veteranenvereine mit Musik und Gesang die staubige Landstraße herauf, und die ganze Wiese vor der Burg verwandelte sich in ein ungeheures Volkslager.

Und dann, nach dem fünften Festmarsch, wurden die alten Germanen sichtbar. Das heißt, sie sollten eigentlich noch gar nicht erscheinen, aber der gelbe Vorhang, den man zwischen zwei Tannen ausgespannt hatte, fiel plötzlich — und nun standen sie da, mit ihren blinkenden Spieken, und schienen selbst ziemlich verblüfft zu sein.

Ein aufgeregter Herr mit Kneifer und Regenschirm sprang unter sie, suchte und riß an einer Schnur — aber der Vorhang blieb am Boden liegen. Endlich rissen auch die alten Germanen am Strick — dabei fiel dem stattlichsten unter ihnen der wallende Botansbart ab — doch der Vorhang rührte sich nicht. Nun trat der aufgeregte Herr mit dem Kneifer vor und erklärte, das Stück werde beginnen.

Die alten Germanen stellten sich feierlich auf, Wotan hatte sich inzwischen wieder den Bart vorgebunden — aber kaum fing er zu sprechen an, als die zweite Kapelle mit dem sechsten Festmarsch einfiel, so daß man kein Wort verstehen konnte. Festordner mit Schleichen im Knopfloch rannnen erregt hin und her. Endlich brach die Kapelle, hörbar entzündet, ihren sechsten Festmarsch ab.

Wotan raffte sich wieder auf. Aber verstehen konnte man ihn trotzdem nicht. Wahrscheinlich war der Bart daran schuld.

Eine tiefe bajuwarische Stimme hinter mir fragt erstaunt: „Was ist denn dös?“

Wotan zieht sich sichtbar gekränkt zurück. Die alten Germanen schlagen mißbilligend ihre Spiecke aneinander und treten mürrisch zur Seite.

Sekt erscheinen die holden Jungfrauen in weißen Bettüchern und blonden Haaren. Sie tanzen einen Ringelreihen und singen etwas, was man nicht verstehen kann, weil das Karussell plötzlich kreuzfidel zu läuten anfängt.

Hinter mir höre ich wieder die tiefe Stimme, diesmal schon mit kaum unterdrücktem Grollen: „Was ist denn dös?“

Die holden Jungfrauen ziehen sich errötend zurück. Wotan streicht nachdenklich den langen Bart. Dann marschieren auch die alten Germanen feierlich ab.

Die tiefe Stimme hinter mir sagt jetzt hörbar erleichtert: „A Mah!“

Wir gehen ins Haus. Die alten Germanen entkleiden sich auf unserer Veranda, während die holden Jungfrauen sich schüchtern ins Gartenhäuschen zurückziehen.

Wotans Bart hängt melancholisch über einem Stuhl.

Was die alten Germanen eigentlich aufgeführt haben, konnte ich nicht herausbekommen. Ein Festordner sagte: „Die Hermannsschlacht!“ Wotan erklärte düster: „Die blaue Blume!“ Unser Kinderfräulein meinte mit Bestimmtheit: „Hermann und Dorothea!“ Isabel, unsere kleine Tochter, fand es jedenfalls sehr schön.

Nur Lappa und Greif, unsere beiden wachsam Schutzhunde, benahmen sich ziemlich respektlos, so daß die alten Germanen nur unter dem Schutz ihrer Spiecke mit vorsichtig eingeknickten Waden abziehen konnten.

Welt u. Wissen

Woher kommen die lappländischen Rentiere? In der Eiszeit, als ein großer Teil Europas von Gletschermassen bedeckt war, schweifte das Rentier bis zu den Porenaden und Alpen. Mit der Erwärmung des Klimas zog es sich nach Norden zurück und ist heute nur noch nördlich des Polarkreises anzutreffen. Ist aber das heute in Nordeuropa lebende Rentier noch dieselbe zoologische Art wie das Rentier der Eiszeit? Mit dieser Frage beschäftigte sich Prof. Dr. Jacobi und berichtet von seinen Untersuchungen in der „Umschau über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik“ (Frankfurt a. M.). Er hat festgestellt, daß nicht das lappländische Rentier, sondern eine Art, die heute im nördlichen Kanada und in Ostibirien lebt, damals in Europa heimisch war. Daraus könnte man schließen, daß die Eiszeit-Art aus der Neuen Welt nach Europa eingewandert war. Merkwürdigerweise finden sich aber nirgends auf dem nächsten Einwanderungsweg zurückgebliebene Kolonisten; auf dem nächsten Brückenpfeiler Grönland ist weder die eiszeitlich-europäische, noch die heutige amerikanische Art anzutreffen, sondern die heutige lappländische oder eine ihr ganz nahe verwandte Art. Die Möglichkeit der Einwanderung von Ostibirien her kommt ebenfalls nicht in Betracht. Nur eine Erklärung ist denkbar. Die Rentiere wanderten zwar von Amerika her ein, benutzten aber einen viel näheren Weg als den über Grönland, denn nach der Lehre Alfred Wegeners bildete in der Eiszeit das nördliche Nordamerika mit Europa-Asien noch eine zusammenhängende Landmasse, die später von Süden nach Norden zerriß und auseinandertrieb, so daß heute der Atlantische Ozean sie voneinander trennt. Das Studium des Rentiers bildet somit eine feste Stütze für die Wegenersche Theorie der Kontinentalverschiebung.

